

Der Beginn der Renaissance in der italienischen Architektur

Autor(en): **Wackernagel, Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751019>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zusätze sind, scheint niemand zu merken. Es wäre nicht schwer, noch zahlreiche andere Beispiele solcher Verballhornungen beizubringen. Ich rechne dazu auch die an schweizerischen Hochschulen übliche „Helvetisierung“ mancher deutscher Lieder. Indem man aus Hofmann von Fallerslebens „Deutschland, Deutschland über alles“ schlechtweg „Heimat, Heimat über alles“ macht, eskamotiert man nachher Memel, Etsch und Belt entsprechend fort und singt von „Schweizer Frauen, Schweizer Treue, Schweizer Wein und Schweizer Sang“. Ebenso ändert man „Wo Mut und Kraft in deutscher Seele flammen“ zur „Schweizer Seele“ um, und in dem Volkslied „Hoch vom Dachstein an“ setzt man dafür den Säntis ein! — Ich finde, die Schweiz hat so viele schöne, eigenwüchsige Vaterlands- und Volkslieder, dass derartige Anleihen sicherlich nicht nötig sind. Will man aber die betreffenden Lieder doch singen, dann tue man es in der originalen Fassung und stosse sich nicht an dem „deutsch“, — die Oesterreicher tun's ja auch nicht.

Doch genug der Nörgeleien, das sind Kleinigkeiten, die nicht viel bedeuten wollen, In der Hauptsache müssen wir, wenn wir rekapitulieren, anerkennen, dass das studentische Wesen in dem verflossenen halben Jahrhundert sich in vieler Beziehung erfreulich gehoben und verbessert hat, und dass wir keine Ursache haben, eine Rückkehr zu den früheren Bräuchen zu wünschen.

ZÜRICH

H. BLÜMNER.



DER BEGINN DER RENAISSANCE IN DER ITALIENISCHEN ARCHITEKTUR

Von dem Verfasser des berühmten grossen Werkes über Bramante und die Baugeschichte der Peterskirche in Rom, Baron H. von Geymüller, ist kürzlich eine kleine Schrift erschienen¹⁾, worin er die alte Frage nach den Anfängen und grundlegenden Elementen der italienischen Renaissance-Architektur in einer neuen, geistvollen Weise zu lösen versucht.

¹⁾ „Friedrich II. von Hohenstaufen und die Anfänge der Architektur der Renaissance in Italien.“ Die Schrift bildet einen Teil des Gesamtüberblickes, mit dem das grosse Monumentalwerk „Die Architektur der Renaissance in Toskana“ (München, Bruckmann, 1884—1908) abschliesst, ist aber auch separat zu haben. 30 S. Preis Mk. 1.50.

Seine Darlegungen gehen aus von der schon früher¹⁾ von ihm vertretenen Anschauung vom Begriff und Wesen der Renaissance überhaupt. Dieses grosse Schlagwort bezeichnet für ihn nicht bloss eine Stilperiode innerhalb der Entwicklung der italienischen Architektur, die als Mode gleichsam auch ausserhalb Italiens eine Zeitlang Geltung gewonnen hat; vielmehr ist sie ihrem innersten Wesen nach „der Weltstil“, der zwar in Italien zuerst herausgebildet wurde, dann aber durch alle Länder hin der gesamten neueren Architektur ihren eigentlichen Charakter gegeben hat und noch gibt.

Als solcher definiert er sich kurz als das Bündnis zwischen den zwei gegensätzlichen einzigen organischen Möglichkeiten des architektonischen Ausdrucks zwischen Antike und Gotik, als Bund zwischen den nordischen und südlichen Idealen²⁾.

Die Anfänge der Renaissancebewegung werden demnach da zu suchen sein, wo zuerst diese beiden Grundelemente zusammentreffen und sich verschmelzen. — Es wird dargelegt, wie dies zum erstenmal zustande kam bei den süditalienischen Bauten Kaiser Friedrichs II.

Mit Recht weist G. darauf hin, wie man gewohnt sei, den Anfang einer neuen einheimischen Kunstentwicklung in Italien bei der Malerei und Skulptur ins XIII. Jahrhundert zu setzen, anknüpfend an die Namen eines Cimabue und Niccolò Pisano — ohne freilich das hier fühlbar werdende Neue begrifflich näher zu bestimmen, geschweige denn es schon als eigentlichen Anfang

¹⁾ Die Baukunst der Renaissance in Frankreich (Stuttgart 1898), Band I und „De l'abus du mot de Renaissance“ (Compte rendu du Congrès archéologique, Paris 1900, pag. 313).

²⁾ Ich setze hierher die vom selben Autor (Renaissance in Frankreich a. a. O., Band I, pag. 26) herrührende ausgezeichnete Definition der Gegensätze zwischen antiker und gotischer Architektur: „Wie die Gotik der höchste Ausdruck der auf die Spitze getriebenen Vertikalen ist, die überall wie eine Architekturkraft aus der Erde her austreibt, und in ihrer Kompositionsweise vom Masstab des Menschen und der kleinsten architektonischen Einheit ausgehend, durch Addition oder Multiplikation zu komponieren pflegt; ebenso stellt die griechisch-römische Architektur das höchste Prinzip des auf die Erde gesetzten, von aussen hergebrachten Baues dar. Indem sie überall einen horizontalen Aufbau und Abschlüsse anstrebt, will sie den Charakter lebendiger, aber fester Ruhe, der ewigen Dauer des objektiv Wahren betonen. Stets von der Einheit des Ganzen ausgehend und diese als Masstab nehmend, beruht ihre Gliederbildung auf dem Grundgedanken der Subtraktion und der Teilung.“

der Renaissance zu erkennen — während man bei der doch sonst stets führenden Architektur den massgebenden Einschnitt erst am Anfang des XV. Jahrhunderts zu machen pflege, wo mit Brunellesco plötzlich die Renaissance „wie Minerva aus dem Haupte Jupiters fertig dastehend“ hervortritt.

Man spricht freilich schon von frühern ersten Renaissancebestrebungen, der sogen. „Protorenaissance“ in der toskanischen Architektur des XI. und XII. Jahrhunderts, wie man auch bei gewissen romanischen Bauten im südlichen Frankreich die Anfänge einer Renaissance sehen wollte. Doch ist hier dieser Ausdruck missbraucht für isolierte Versuche in der Nachahmung antiker Einzelformen, denen keine Entwicklungsmöglichkeit, keine Lebenskraft innewohnt, weil ihnen das unentbehrliche zweite Element, das gotische noch fehlt. Die Gotik, der „christliche Nationalstil der gallo-germanischen Völker“ entwickelt sich in Frankreich, wo dafür offenbar die glücklichste Mischung der Stämme und Völkerelemente gegeben war; schon die ganz ausserordentlich reiche Blüte des romanischen Stils in diesen Gegenden — man unterscheidet etwa 25 verschiedene Bauschulen in Frankreich — deutet darauf hin.

Durch den ganzen Norden breitet sich dieser Stil auch sogleich aus, ohne wesentliche Veränderungen zu erleiden. In Italien aber wird er bei seinem ersten Einsickern sofort einer prinzipiellen Sichtung unterzogen; „hier trat die erste Reaktion gegen die Gotik, ihre Umgestaltung im Sinne der Antike auf“. Und an demselben Ort, wo die italienische Dichtkunst, am Hofe Friedrich II., entstand nun auch die italienische Renaissancearchitektur. Es fällt G. nicht schwer, dabei einen ganz persönlichen leitenden Antrieb dieses aussergewöhnlichen Monarchen („der erste moderne Mensch“ heisst er in der „Kultur der Renaissance“), „der schon in seiner Person dem Bunde südlicher und nordischer Naturen entsprungen, ein Symbol der Renaissance darstellt“ glaubhaft zu machen.

Die bedeutenden Reste der Bautätigkeit Friedrichs II., die sich besonders in Apulien erhalten haben, liegen abseits von allen üblichen und bequemen Reiserouten, und sind darum den meisten Forschern nur aus Photographien und ungenügenden Publikationen

bekannt; das erklärt die geringe Berücksichtigung, die sie bisher in der Kunstgeschichte gefunden haben¹).

Wichtig ist die aus stilistischen wie dokumentarischen Gründen hervorgehende Beteiligung französischer und französisch geschulter Architekten an den Bauten des Kaisers; und zugleich die deutlich antikisierende Tendenz, die sowohl in der Gesamtanlage mancher Bauten, wie in der Gestaltung einzelner Motive und Zierformen sich äussert.

Das namhafteste Denkmal ist das 1240 begonnene, grosse, wohlerhaltene Schloss Castel del Monte bei Andria, mit dem in manchen Einzelheiten verwandt ist das ebenfalls von Friedrich II. gebaute Schloss von Prato (bei Florenz). Als hauptsächlichen Bauleiter an beiden Orten nimmt Geymüller keinen andern als Niccolò Pisano an, der möglicherweise selbst aus Apulien stammt und der, wie schon Bertaux (siehe Anmerkung 1) annahm, jedenfalls am Schloss von Prato beteiligt war. Für die merkwürdige ideale Bauidee, die bei Castel del Monte verwirklicht ist²), darf mit grosser Wahrscheinlichkeit der Kaiser selbst verantwortlich gemacht werden, ebenso wie er, nach Angabe eines Chronisten, den grundlegenden Entwurf zu dem, ganz in antiker Weise mit monumentalen Porträtstatuen und Idealfiguren geschmückten Torbau am Brückenkopf von Capua verfasst hat.

In Castel del Monte bezeugen die Gewölbeanlage und manche Einzelheiten der Kapitäle und Profilierungen die Mitarbeit eingewanderter Franzosen³), die die neuesten Errungenschaften ihrer heimischen Kunst hier gleich anwenden. Gleichzeitig wirken aber und an eigentlich leitender Stelle inländische Meister, die jene neue nordische Formensprache sich ebenfalls schon angeeignet haben,

¹) Die beste und gründlichste Behandlung findet sich in dem grossen Werk von E. Bertaux *l'Art dans l'Italie méridionale* (Paris 1894) p. 699 ff. Ein erschöpfendes Werk über die hohenstaufischen Baudenkmäler wird im Auftrag des Preussischen Historischen Instituts in Rom durch Dr. A. Haseloff vorbereitet. Ein erster Band soll, wie es heisst, noch im Laufe dieses Jahres erscheinen.

²) Ich darf verweisen auf meine Beschreibung von Castel del Monte in der „N. Z. Z.“ 1908 Nr. 222 „Ein Jagdschloss Friedrichs II“.

³) Rein französisch bauten auch in Italien die Cisterzienser und wie aus einer von Haseloff beigebrachten Quellennotiz hervorgeht, hatte Friedrich seit 1224 zahlreiche Conversen dieses Ordens zu Bauzwecken in seine Dienste genommen. (S. p. 17.)

jedoch sogleich wieder „zu den antikisierenden Formen ihrer Heimat zurückkehren, mit diesen die importierten französischen Typen durchdringen, und hiemit eine Renaissancearbeit vollbringen“.

Es ist bemerkenswert, dass diese Mitwirkung der Gotik zur Hervorbringung des Renaissancestils in Italien schon in dem Moment einsetzt, wo die Gotik in ihrem Ursprungsland unter Ludwig dem Heiligen eben erst ihre Blüte erreicht.

Was wird nun aber aus der in der Mitte des XIII. Jahrhunderts schon so bestimmt eingeleiteten Renaissancearchitektur im weiteren Verlauf des XIII. und XIV. Jahrhunderts? Für Geymüller ist der Stil dieses Zeitabschnitts, den man sonst als italienische Gotik bezeichnet, vielmehr „Renaissance unter gotisierendem Gewande“, „eine gotisierende Mode der Renaissance“. Man muss bedauern, dass der Verfasser auf die Betrachtung dieser Stilepoche sich nicht näher einlässt. Zum Mindesten als Probe auf das Exempel dürfte man hier verlangen eine geschlossene Überleitung von den Renaissancebestrebungen der Architekten Friedrichs bis zu den Anfängen der allbekannten Renaissance des Brunellesco. Geymüller lässt es bewenden, an einigen spärlichen Bemerkungen über die in dieser Zeit bereits zu beobachtende renaissancemässige „Achtung des Staates für die grossen Meister“ über das „Verlangen nach einem neuen Stil unter dem gotischen Gewande“. Und er hebt nur zum Schluss (mit einem an Jakob Burckhardt gemahnenden Enthusiasmus und Tonfall) als Hauptwerk der letzten Stilphase der „Rundbogengotik“ hervor die ausgeführten Teile des 1340 begonnenen neuen Doms in Siena, wo „die namenlos schönen Verhältnisse der Arkaden an Wonne von keinem Werk des Bramanteschen Zeitalters übertroffen werden“.

Im Gesamtüberblick des grossen Toskanawerkes, auf den verwiesen wird, ist auch nur andeutungsweise gesagt, wie der in Apulien zuerst hervorgebrochene Quell unter der angiovinischen Fremdherrschaft nach dem Fall der Hohenstaufen verschüttet, aber in Toskana von neuem ans Licht getreten sei. Auf die Länge habe freilich die Gotik verrohend und trübend auf den nationalen Kunstsinn Toskanas eingewirkt, und sehr zur Zeit habe man endlich — „nach vollendeter Kur“ — das gotisierende Gewand abgestreift und sich entschieden wieder den antiken Formen zugewendet.

Eine eingehende, Punkt für Punkt erörternde Beweisführung darf man in dem Geymüllerschen Büchlein nicht suchen. Der Reiz und Wert dieser Darstellung beruht gerade auf ihrem grosszügig skizzenhaften Charakter, in der davon ausgehenden Nötigung zu weitausblickender zusammenfassender Betrachtungsweise, wie sie dem in der skeptischen Detailforschung sich vergrabenden Gelehrten allzuleicht verloren zu gehen pflegt.

BASEL

DR MARTIN WACKERNAGEL



DEUTSCHE MARINE-EXPEDITION 1907/1909

IV. BERICHT

Die Ostküste des südlichen Neu-Mecklenburg gehört zu denjenigen Gebieten, die in der Entdeckungsgeschichte des Bismarck-Archipels am frühesten auftreten und trotzdem bis auf den heutigen Tag ihrer geographischen Untersuchung harrten. Schon auf den Karten der spanischen Seefahrer des 16. Jahrhunderts soll das Kap Santa Maria verzeichnet gewesen sein, und wenn wir die neuesten Karten zur Hand nehmen, finden wir diesen Namen heute noch als den einzigen auf der ganzen Strecke zwischen dem Kap Matanatamberan¹⁾ und der Blossville-Insel.

Dieser Mangel an geographischen Unterlagen machte sich bei unsern ethnographischen Forschungen schon nach kurzer Zeit fühlbar. Als die Regenzeit zu Ende ging, zögerten wir daher nicht länger und traten einen Orientierungsmarsch von Muliama nach Süden an. Zwar hätten wir den Zeitpunkt des Abmarsches noch etwas hinausgeschoben, wenn uns nicht Schwierigkeiten mit der Verpflegung unserer schwarzen Polizeisoldaten und Arbeiter gezwungen hätten, Muliama zu verlassen.

Die bei den hiesigen Eingeborenen übliche, im letzten Bericht kurz beschriebene Weise, die Felder zu bewirtschaften, hat zur Folge, dass das Land während eines Teiles des Jahres so arm an Feldfrüchten ist, dass es seine eigenen Bewohner knapp, eine noch grössere Zahl von Leuten aber unmöglich ernähren kann. Bis in den Monat April herein kamen die Eingeborenen fast täglich mit den Erzeugnissen ihrer Felder zu uns, und an manchen Tagen versammelten sich die Leute von der Küste und aus den Bergen in Muliama zu ansehnlichen Märkten. Ziemlich rasch aber nahm das Angebot an Feldfrüchten ab; unser kleiner Reisvorrat musste angegriffen werden und Anfang Mai standen wir vor der Wahl, entweder unser Lager zu verlegen oder einen Teil unserer Besatzung nach der reichlich drei Tagemärsche nördlicher gelegenen Gouvernementsstation Namatanai zu senden. Wir entschieden uns für den ersteren Ausweg und, da nach Angabe der Eingeborenen in den Landschaften des Südens weit bevölkertere

¹⁾ Vergleiche Karte in Heft 15, 1908.